Fernweh

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 33

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644105

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Zeit ist so eingestellt, daß man beinahe aus jedem Gebiet der Schweiz an einem Tag hin und wieder zurück gelangen kann. Spieltage sind alle Sonntage bis und mit 10. September, dazu noch der Samstag vom 13. August.

Hanns E. Huggler.

Werner von der Schulenburg: Der junge Burckhardt.

Wer, vielfach gebrannt, vorsichtiger in der Auswahl seiner Lektüre geworden ist, greift nicht mehr zu jedem Roman, der gerade in den Salons und den Zeitungen Trumpf ist; aber immer wieder kehrt er zu den Schriftstellern zurück, die ihm einmal im Leben starke Förderung und Klärung geboten.

Es ist lange her, als ich durch die Lektüre Nietzsches auf Jacob Burckhardt aufmerksam wurde. Ich war damals grüner Polytechniker in Zürich, und es machte mir einen starken Eindruck, als ich in der Polytechnikumsbibliothek die Kultur der Renaissance verlangte, ich das offenbar nicht sehr gelesene Exemplar zum größten Teil aufschneiden mußte. Burckhardt gehört auch heute noch zu den mehr besprochenen als gelesenen Schriftstellern, und das ist schade, denn er gehört zu den wenigen weitsichtigen Universalmenschen, die das verspezialisierte 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, und von denen alles, aber auch schlechthin alles lesbar ist und zwar wiederholt lesbar. Bei seinem innern Reichtum, seiner Fähigkeit geistigen Erratens, seiner Gerechtigkeit, seiner Wissensfülle weiß man nie, ob man nicht immer von neuem ungeahnte Entdeckungen macht. So dürfen neue Publikationen über Burckhardt mit Recht auf unser Interesse Anspruch machen. Auch der vorliegende Band von Werner von der Schulenburg, der Jacob Burckhardts Jugend bis zur Zeit seiner ersten größern Publikationen beleuchtet, bietet eine Fülle von Wesentlichem.

Burckhardt träumte früh vom Dichterruhm, rang sich aber immer dezidierter zur Erkenntnis durch, daß Kulturgeschichte sein eigenstes Gebiet sei. So wurde er ein Gelehrter mit stark künstlerischem Einschlag, und wurde es sein Schicksal, eine ungeheure Gelehrsamkeit durchsichtig, klar, anschaulich, kurz, künstlerisch zu gestalten.

Früh reifen Erkenntnisse in ihm, die er sein Leben lang festhält, so z. B., daß die Kultur nichts national Gebundenes sei, sondern daß das Abendland eine gemeinsame Kultureinheit darstelle; so auch in dem Vorrangskonflikt zwischen Inhalt und Form in den Künsten die Ueberzeugung der Bedeutung von beiden. („Der Gegenstand ist keine beliebige Hülle für bloße künstlerische Gedanken.") Auch fragte er sich zuweilen, was man an künstlerischen Gestalten hätte, wenn sie lebendig würden. Zwiespalt zwischen Inhalt und Darstellung entsittliche die Kunst. Das gehört nämlich zum Charakteristischen und macht einen Teil der Größe Burckhardts aus, daß er, dem die schöpferische Freiheit des Individuums über alles ging, doch an der entscheidenden Bedeutung des Ethos jederzeit festhielt. Es muß eine erschütternde Erkenntnis für ihn gewesen sein, als er es als seine spezielle Aufgabe empfinden lernte, die hohen geistigen Werte der europäischen Kultur durch diese „Zeit der Räder" hindurch zu retten und die Kontinuität der Ueberlieferung zu wahren. „Untergehen können wir alle, ich aber will wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Alteuropas."

Freilich war bei all dem Burckhardt schon merkwürdig früh ein vorsichtiger Basler, der wohl Freude an allem Schönen hatte, auch wenn es sich in unruhigen Geistern zeigte; der aber, sobald die Unruhe akut wurde, wie bei Gottfried Kinkel oder wie bei den Freischarenzügen, sich voller Mißbehagen abwendete. Wie ganz anders war da das Jugendverhalten vollschöpferischer Künstler wie Gottfried Keller, Richard Wagner, Gottfried Semper! Auch Nietzsche gegenüber blieb er trotz vielfacher Bewunderung in einer mehr ablehnenden, unbehaglichen Verwunderung stehen, ohne den Schlüssen des einstigen Fakultätsgenossen irgendwie gegenüberzutreten.

Kurz, auch in dieser reichen Natur zeigen sich Grenzen, die wohl mit die innere Tragik dieses seltenen Menschen bedingten.

Ursprünglich eine stark gesellig veranlagte Natur, die nach Liebe und Freundschaft verlangte, vereinsamte er immer mehr und mußte sich mit dem subtilen, aber etwas dünnen Glück des Erkenntnismenschen zufrieden geben.

U. W. Züricher.

Fernweh.

Von Walter Schweizer.

Das ist eine Eigenschaft, ein Zustand, eine Krankheit, wenn man will, die, wie das Heufieber oder die bekannte Müdigkeit während der Fliederblüte, jeden phantasievollen Menschen befällt, wenn der Sommer Einkehr halten will. Und vielen liegt die Wandersehnsucht einfach im Blute, für die kein Dichter einen glücklicheren Ausdruck fand als Eichendorff. Man reist heute unpoetischer als zu Eichendorffs Zeiten. Die Postkutsche ist eine historische Erinnerung geworden. Aber das Fernweh kann den ihm Verfallenen auf einem dampferfüllten, lärmdurchbrausten Bahnhof ebenso packen wie auf stiller Dorfstraße, durch deren Frieden der Postillon fährt. Ja, uns moderne Kulturmenschen vermag sogar das Kursbuch anzuregen. Wer über die Zauberkraft der Illusion verfügt und schon einmal im Leben Gelegenheit hatte, seine Reiselust uneingeschränkt zu betätigen, dem ist diese Zusammenstellung der Fahrpläne kein Pflichtwerk mehr. Dem grünt und blüht es auf allen Seiten, und mit dem Namen der Ortschaften steigen liebliche Idyllen auf mit weißen Häusern und duftigen Gärten, eingebettet in grüne Wälder, die ihr schönstes Kleid angezogen haben. Das Nadelaroma und die reine Höhenluft meint er einzuatmen im geschlossenen Zimmer seines Heims und das Brausen des Meeres, wenn der Sturm es aufwühlt, übertönt dem Ohr das einförmige Geräusch des Stadttrubels. Eine solche verwirrende Fülle von lockenden Schönheiten tut sich in einem Kursbuch auf, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, um das alles aufzunehmen.

Das Fernweh ist eine Stimmungssache. Wie ja das Heimweh auch. Das Heimweh stellt sich auch bei Naturen ein, die es draußen tausendmal besser trafen als in den dürftigen Verhältnissen, wo ihre Wiege stand. Auch das Fernweh fragt nichts darnach, ob die Fremde, das Weite Unbequemlichkeiten und Gefahren birgt, verblaßt auch nicht, nachdem man einmal tüchtig herauskam und die erste Neugierde auf die unbekannte Weite gründlich befriedigte. Aus dem vollkommenen Glück des heimischen Friedens reißt es schmerzhaft heraus.

Fernweh — — Ein weißes Wölkchen, das über den Horizont zieht, und auf dem eine besonders feine Beleuchtung liegt, kann es wecken — ein Schwalbenzug, der durch die Lüfte schwirrt, der Schrei eines Vogels, der vom Süden kam, oder der weiche, sehnsuchtsvolle Sang der Drossel am Abend oder süßen Sommermorgen. Einer der gefährlichsten Anlässe ist jener wundervolle blaue Duft über den Dingen der Ferne, über Wäldern und Bergen, die die Perspektive eines Rundblickes abschließen. Wer unter den verschiedenen Tönungen der Farbe dieses eigentümliche Nebelblau benennen wollte, müßte ihm den Namen „Sehnsuchtsblau" verleihen.

Doch der Bazillus des Fernwehs droht den Stadtbewohner auch von der Berührung mit prosaischen Dingen. Ganz bedenklich für den Fernwehkranken sind die künstlerischen, wirkungsvollen Reklameplakate in den Wartehallen der Bahnhöfe. Sie peinigen mit klangvollen Namen erlesener Naturszenerien und prächtigen Bildern bunter Fluren und lockender Berge, verschneiten Gräten und lieblicher Seen-

gestade. Doch auch schon der Umkreis eines Bahnhofes erweist sich für besonders Anfällige bedrohlich. Mancher braucht bloß eine kofferbeladene Droschke zum Bahnhof fahren zu sehen und sein Geist ist nicht nur dem klapperigen Gaul bis zum Bahnhof voraus, sondern überflügelt auch die Lokomotive und ist tausendmal früher in den Bergen als jener Reisende, der ihn gar nichts angeht — sich auch nur das Billet bestellte. Und wandelt, wenn jener die Fahrkarte glücklich besitzt, schon längst jenseits des Lötschbergs in sonnigen Gefilden, falls er nicht vorzog, sich gegen den Genfersee zu wenden, um auf der Hinfahrt die Schönheiten der Berge kennen zu lernen. Ein Rausch, eine Ekstase seliger Minuten... der andere aber — der in der Droschke, der vielleicht ein Geschäftsreisender ist, und den der einzige Gedanke beschwingt, irgendwo in einem Ort des Schweizerländchens einen vorteilhaften Abschluß für Stoffe oder Sprungfedermatratzen zu machen — läßt sich gleichgültig in die wirkliche Ferne befördern, und der Träumer kommt bald wieder zur Besinnung.

Leute, die mit einem Rucksack durch die Straßen gehen, die Schaufensterauslagen der Sporthäuser, Ansichtspostkarten, die man empfängt — eine ausländische Briefmarke, ein Flieger — sie alle vermögen das empfindliche Objekt mit Fernwehfieber zu infizieren. Man sollte Menschen, die so wenig immun sind, niemals zum Begleiten oder Abholen anderer auf den Bahnhof lassen. Man könnte sie unter Umständen direkt um den Verstand bringen.

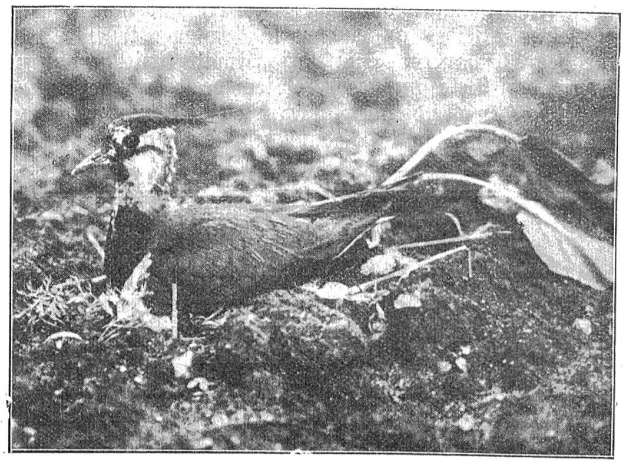
Jetzt hat der Sommer laut Kalender schon seine schönsten Tage gelebt, und nun kommt die Zeit, in der die Natur ihr Hochzeitskleid anlegt. Da wächst denn unter solchem Zauber auch die Sehnsucht riesengroß. Aber es hilft gar nichts, daß man sich und seinen Koffer nun auch auf die Eisenbahn setzt und in die weite Welt saust. Das Fernweh wird, wer einmal damit behaftet ist, sein Leben lang nicht los. Aber eine Garantie gewährt es ihm: der Fernwehkranke kann niemals zum Philister werden. Und das ist auch etwas in diesen Tagen des schönen Sommers ... und der Reisezeit....

Vom Kiebitz.

Man muß den Kiebitz etwa in Holland oder Dänemark gesehen haben, wo er durchwegs noch zahlreich ist, um zu erfahren, welche Bedeutung er für die Belebung der Landschaft hat. Er ist ein Vogel der Ebene. Er will die Nähe des Wassers haben. Die Kleinlebewelt um dasselbe herum bietet ihm seine Nahrung. Je weniger die Gegend bebaut

Junger Kiebitz. (Phot. P. Schnorf.)

ist, je lieber ist sie ihm offenbar. Ins Gebirge steigt er nicht hinauf. Das ist wohl ein Grund dafür, daß er bei uns so selten geworden ist. Sicher spielen aber noch andere Umstände mit. Da nämlich, wo in der Schweiz nicht die schützende Hand über die Brutstätten des Kiebitzes gehalten wird, ist er wohl bald ganz verschwunden. Die Heimat wäre



Brütender Kiebitz. (Phot. W. Siegfried.)

um eine ihrer Zierden ärmer. Aber glücklicherweise hat der weitsichtigere Vogelschutz erkannt, daß nunmehr seine Bemühungen auch solchen Vögeln gelten müssen, bevor es zu spät ist. So hat die führende Schweizer. Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz (S. G. V. V.) in den letzten Jahren eine ganze Reihe Schutzgebiete geschaffen, wo auch unser Vogel nunmehr ungestört seine Bruten hochbringen kann. Das ist nämlich gar nicht so leicht. Frei am Boden steht das einfache Nest mit vier gelbgrünen, hübschen Eiern, die zwar dank ihrer Schutzfärbung sich nicht stark von ihrer Umgebung abheben. Aber die Brutzeit ist lang. Während derselben schleicht manches Tier, das ein Ei nicht verachtet, vorbei. Der schlimmste Feind war aber vielfach der Mensch, der die eßbaren Eier — sie gelten sogar als besondere Delikatesse — raubt, oder sie vielleicht auch aus lauter Dummheit verdirbt. Dann, wenn die kleinen hübschen Jungen ausgeschlüpft sind, um als echte Nestflüchter ihre Geburtsstätte nach wenigen Stunden zu verlassen, sind sie noch nicht allen Gefahren entronnen. Während vielen Tagen müssen die Kücklein wachsen, bis ihre Flügel sie tragen und sie fliegend dem Verderben entfliehen können. Vorher ducken und verbergen sie sich unter Grasbüscheln usw. Schlimme Feinde der Bruten sind die Krähen. Sie passen auf, um in ihrer Schlauheit immer wieder einen Ueberfall zu versuchen. Freilich sind die Kiebitze sehr wachsam. Ja, sie sind die Wächter des ganzen Brutgebietes. Nimmt einer von ihnen etwas Verdächtiges wahr, so erhebt er sich „Kiwitt kiwitt" rufend in die Luft. Alle Artgenossen eilen ihm zu Hilfe: Lachmöwen, Rotschenkel usw. schließen sich an und den gemeinsamen Anstrengungen muß der Eindringling zumeist weichen. Allerdings nur dann, wenn die Zahl der brütenden Kiebitzpaare groß genug ist, gelingt dieses Vertreiben. Immer brüten so viele Paare wie möglich nahe beieinander. Nur so, in Kolonien, fühlen sie sich sicher und sind es auch in Wirklichkeit. Sind sie nicht mehr zahlreich genug, so können sie sich der Feinde nicht erwehren; eine solche Brutkolonie ist dem Untergang geweiht.

Schon zeitlich im Frühjahr treffen unsere Brutkiebitze bei uns ein. Aber auch schon früh, im Spätsommer, ziehen sie wieder fort. Jedoch noch lange wandern, vom Norden her kommend, große Flüge bei uns durch. Im Oktober habe ich schon Scharen von ungefähr 500 Stück auf Aeckern angetroffen. Ein wunderbares Bild, wenn der ganze Schwarm sich hoch in die Luft erhebt!

Doch bedarf es gar nicht solcher Massen, um das Auge zu erfreuen. Wenige Paare beleben die Einsamkeit eines Mooses oder Riedes auf das Schönste. Die Natur hat den